



Vor einem Jahr hätte uns der Anblick erschreckt, inzwischen haben wir uns daran gewöhnt. Eine Frau schützt sich mit Maske und Handschuhen vor der Ansteckung. GLEB GARANICH / REUTERS

Corona geistert durch unsere Träume

Die Gespenster des Tages kehren in unserem Schlaf als kleine Schreckensmomente wieder. Von Alain Claude Sulzer

Gestern Nacht träumte ich, ich hätte Hände geschüttelt. Auf dem Weg zu einer Beerdigung traf ich nach langer Zeit zwei Cousins, die ich unter normalen Umständen umarmt hätte. Umarmen kann man sich ohne Berührung, es genügt, den Kopf weit genug seitlich zu drehen, um den Körperkontakt zu vermeiden. Beim Händeschütteln geht das nicht. Noch im Traum wurde mir bewusst, welchen gesellschaftlichen und hygienischen Fauxpas ich begangen hatte.

Der geträumten Handlung folgte das geträumte Schuldgefühl. Es unterschied sich durch nichts von jenen Gewissensbissen, die mich immer dann befallen, wenn ich – was nur noch selten geschieht – träume, ich hätte nach Jahrzehnten einen tiefen, beruhigenden Zug an einer Zigarette getan, obwohl ich mir dieses Laster schon seit langem abgewöhnt habe. So weit sind wir nun also, dass wir uns der selbsttätigen Reaktion unserer Hände, die nach den Händen anderer greifen, schämen müssen. «Gib höflich die Hand», hiess es früher. Heute kann davon nicht mehr die Rede sein.

Andere Träume erzählen andere Geschichten, verweisen aber ebenfalls auf Verbote oder Verordnungen, die wir in Windeseile verinnerlicht haben: Ich träume, an einem Ort zu sein, an dem ausser mir niemand eine Maske trägt, und bin entsetzt und würde mich gern irgendwo beschweren. Träumend frage ich mich, ob diese Sorglosigkeit auf gefährliche Leichtfertigkeit im Umgang mit der Pandemie oder auf deren Ende verweist. Nach diesem Traum «erleichtert» mich frühestens das Erwachen und spätestens der nächste Gang durch Basel: In der Realität tragen alle Masken. Noch schöner wäre es, ich hätte die ganze Pandemie geträumt.

So unangenehm und lästig die Massnahmen auch sind, die wir befolgen, wir haben uns schneller an sie gewöhnt, als wir uns das vor einem Jahr noch vorstellen konnten. Als Mitte des vergangenen Jahres in Frankreich, wo ich mich aufhielt, noch vor der Schweiz die Maskenpflicht eingeführt wurde, war mir nicht nur das Tragen, sondern allein schon der Gedanke, maskiert einkaufen zu müssen,

so unerträglich, dass ich mich wochenlang darauf beschränkte, höchstens alle zehn Tage in den Supermarkt zu gehen.

Dann aber Augen zu und durch, den Einkaufszettel abgehakt, Wagen bis zum Bersten gefüllt, Abstand gehalten und dann nichts wie weg. Nie zuvor in meinem Leben habe ich an jenen Einkaufstagen so schwer an meinen Einkäufen geschleppt. Und nie zuvor hat das Einkaufen – erst recht das Einräumen zu Hause – so wenig Freude bereitet. Dagegen war die Ankunft des Weinlieferanten ein Highlight, gar nicht zu reden von den Videogesprächen mit weit entfernten Freunden.

Der maskierte Alltag

Doch auch an das Einkaufen habe ich mich gewöhnt, so wie sich die einst von uns belächelten Asiaten längst daran gewöhnt haben, ständig und überall Masken zu tragen. Inzwischen gehe ich sogar fast täglich in die Läden, nicht zuletzt deshalb, weil das Leben abseits meines Schreibtischs, meines Esstischs, meines Sofas und meines Betts kaum noch Abwechslungen bietet. Zwar komme ich mir ohne Maske nicht gerade nackt vor, aber der Juckreiz, den ich noch vor wenigen Monaten verspürte, kaum hatte ich sie auf der Nase, hat sich längst verflüchtigt. Darüber, dass ich eine Weile der Überzeugung war, die blaue Seite müsse nach innen gerichtet sein, lächle ich inzwischen mit viel Nachsicht gegenüber meiner einstigen Ignoranz.

Vom Bett zum Stuhl, von der Dusche zum Tee, mit dem Kaffee zum Schreibtisch und so weiter, so gestaltet Corona mein Leben, als gestaltete ich es selbst, denn hören oder sehen kann ich das tyrannische Virus ja nicht. Aber unzweifelhaft diktiert es meinen Tagesablauf. Corona dreht unsichtbar am Rad des Alltags. «Tout va son train-train quotidien» («Alles geht seinen gemächlichen Alltagstrott»), heisst das auf Französisch. Aber auch: «Nous ne sommes pas encore sortis de l'auberge» («Die Sache ist noch nicht ausgestanden»).

Höre ich noch, wie meine französischsprachige Mutter so mit mir redete? Und

Nun sehe ich,
dass meine Mutter
gemeinsam
mit meinem Vater
genau das Leben lebte,
das ich heute lebe,
aber nie leben wollte.

sehe ich nun, dass sie gemeinsam mit meinem Vater genau das Leben lebte, das ich heute lebe, aber nie leben wollte? Sauber getaktet wie nach Fahrplan geht alles seine vorgezeichnete Bahn. Morgens nimmt der noch schläfrige Zug allmählich Fahrt auf, mittags rollt er in gleichmässigem Tempo dahin, nachmittags macht er einen halbstündigen Zwischenhalt (Siesta), um danach in Gegenrichtung weiter Richtung Nacht zu fahren, am frühen Abend braucht er Treibstoff in Form von Alkohol, später empfängt er den hungrigen Gast im Speisewagen, und nachts kehrt er ins Depot zurück, um am nächsten Morgen wieder loszuziehen.

In der Zwischenzeit hat der einzige Fahrgast dieses Zugs noch die eine und andere Zeitung und diverse Informationsmedien zur Kenntnis genommen, um sich auf den neuesten Stand der Pandemieforschung und -bewirtschaftung zu bringen: Meinungen und Gegenmeinungen erwarten ihn vorhersehbar im Halbstundentakt. Kein Wunder, dass sie ihn in seinen Träumen als Nachtmahre heimsuchen. Was sonst sollte sie bevölkern? Es ist ja nichts los. Man kann schliesslich nicht jeden Tag zum Coiffeur gehen (zumal meiner, ein italienischer Figaro aus Mailand, stumm wie ein Fisch vor sich hin schnipselt).

Einübung in die Gelassenheit

Dass meine Eltern ihr vor unangenehmen Überraschungen geschütztes Leben im Innersten für so «vorbildlich» hielten, wie sie uns glauben machen wollten, bezweifle ich. Das Leben in der Abgeschiedenheit war wohl eher aus der Not unterdrückter Nöte geboren. Jedenfalls diente mir dieses streng geregelte Leben, in dem möglichst nie vom eingeschlagenen Weg abgewichen wurde, nicht zum Vorbild. Im Gegenteil. Ich tat, was die meisten Kinder tun: Ich begehrte auf, indem ich – stellvertretend – das Gegenleben meiner Eltern führte, mein Eigenleben gewissermassen. Ich hatte – und habe – viele Freunde, ich reiste gern, ich ging aus, ich gab wenig auf das, was andere Leute von mir und meiner lange Zeit brotlosen Tätig-

keit dachten. Meine Eltern beobachteten mein Treiben mit einer Mischung aus Unverständnis, Argwohn und (natürlich auch) Bewunderung.

Und nun bin ich wider Willen seit Monaten beinahe in der gleichen Situation wie sie und versuche, wie Millionen andere, von denen ich mich kaum noch unterscheide, mich damit abzufinden, dass nichts mehr ist, wie es einmal war. Wie es aber bald wieder sein werde, wie die einen Experten behaupten, während die anderen – je nach Standpunkt, je nach pandemischer Tageslaune – widersprechen, die da meinen, dass sich am Ende der Pandemie alles verändert haben werde, zum Guten oder zum Schlechten. Wer sich da nicht irgendwann einmal die Ohren zuhält, muss eine dicke Haut haben.

Da lobe ich mir als spielerische Antipoden die Bücher – und insbesondere die Romane –, die nicht auf letzte Erkenntnisse aus sind, sondern auf viele Einsichten, die einander widersprechen, ohne sich gegenseitig unschädlich machen, ausschliessen oder ausschalten zu wollen. Bücher waren übrigens jene willkommenen Helfer, auf die sich auch meine Eltern verlassen konnten, solange sie lasen, und sie lasen lange Zeit sehr viel. Wenn sie auch keine Erkenntnisse oder gar Lehren für ihr Leben daraus zogen – Gott behüte, Bücher sind weder Lehr- noch Schulmeister! –, so verschafften sie ihnen doch ausreichend Gelegenheiten, ihre Gedanken für Augenblicke von dem betulichen Lebensweg abschweifen zu lassen, für den sie sich mehr oder weniger freiwillig entschieden hatten.

Immerhin gelingt es mir noch, Filme und Serien zu schauen, ohne mich zu wundern, wenn darin Menschen ohne Masken auftreten, wenn sie einander bei der Begrüssung umarmen oder sich die Hand geben, ohne sie danach gleich zu desinfizieren. In Romanen spielen solche Gesten glücklicherweise keine Rolle. «Sie gaben sich die Hand» liest man da eher selten.

Der Schriftsteller Alain Claude Sulzer lebt in Basel. 2019 erschien sein Roman «Unhaltbare Zustände» beim Galiani-Verlag.